

Zwischen den Stühlen. Betrachtungen über den sozialen Ort, die Probleme und Chancen der Psychoanalysegeschichte¹

Die Geschichte der Psychoanalyse als Disziplin ist durch folgende Gegebenheiten gekennzeichnet:

- Sie wird überwiegend von Forschern außerhalb der akademischen Institutionen getragen;
- sie operiert von Haus aus international;
- sie widmet sich einerseits einem der wirkmächtigsten Denker des 20. Jahrhunderts, andererseits einer engen Profession;
- und häufig bedient sie zugleich ein historisches Erkenntnisinteresse und die Identitätsinteressen eines bestimmten Vereins.

Alle diese Punkte, die mit der Eigenart von Freuds Werk zusammenhängen, sind dafür mitverantwortlich, dass die Psychoanalysegeschichte seit Jahren in besonderem Maße blüht und gedeiht – freilich mit ungewisser Zukunft. Sie werden im Folgenden aus der Sicht eines Beteiligten erörtert, der für einen Augenblick aus der Arbeit im Feld heraustritt und sich über einige Rahmenbedingungen seines Tuns Rechenschaft abzulegen versucht.

Der traditionelle soziale Ort der Wissenschaftsgeschichte sind die jeweiligen Fakultäten selbst, die sich, wenn sie genügend alt und mächtig sind, Lehrstühle oder sogar Institute für die Geschichte ihres Fachs leisten (können), so für Geschichte der Medizin oder der Naturwissenschaften. Wo sich die historische Selbstbetrachtung nicht als vollwertige Subdisziplin herausdifferenziert hat, ist es jedenfalls gängig und legitim, dass zum Beispiel ein Psychologieprofessor die Geschichte der Psychologie als Spezialgebiet pflegt. In beiden Fällen sind es ausgebildete Vertreter des Fachs, die sich mit seiner Geschichte befassen, was vielleicht eine Neigung zur Selbsterhöhung begünstigt, aber gewiss auch eine große Nähe zur Sache. Historiker dieser Art verkörpern die Kontinuität ihrer Wissenschaft über die Zeiten hin, sie bringen die Probleme und Problemlösungen der Vergangenheit in Verbindung mit denen von heute.

Neben ihnen findet man – in anderen westlichen Ländern mehr als in Deutschland – Kollegen eines neueren Typs, die Wissenschaftsgeschichte per se, als eigene

Disziplin, kultivieren. Sie haben in der Regel das Fach, über das sie arbeiten, ebenfalls studiert, betrachten es aber von außen und entwickeln gemäß ihrer institutionellen Verselbständigung eigene Fragestellungen und Theorien, die oft quer zu den fachlichen Diskursen von damals und heute stehen. Stärker als die Forscher des ersten Typs bezeugen sie das gespannte Verhältnis zwischen historischer Perspektive und aktueller Theorie und Praxis. Wissenschaftsgeschichtliche Denkfiguren erscheinen aus Sicht der letzteren bisweilen selbstbezogen und selbstgenügsam, entfalten im besten Fall aber auch ein fruchtbares kritisches Potential. Ein Beispiel aus der Psychiatriegeschichte, an dem sich beides zeigt, ist die Absage an ein substantielles Konzept von psychischer Gesundheit und Krankheit zugunsten der Vorstellung eines Sprachspiels, das sich historisch verändert und in das Ärzte und Patienten gleichermaßen verwickelt sind.

Ob in der einen oder der anderen Form, Wissenschaftsgeschichte ist wie die meisten Künste und Wissenschaften auf Subventionen angewiesen und gedeiht normalerweise nur im akademischen Raum, an Universitäten und Forschungsinstituten. Für die Psychoanalyse ist konstitutiv, dass sie als Wissenschaft entstand, dass ihr aber lange nicht der Sprung an die Universität gelang. Bis heute ist ihr akademischer Status prekär. Zu einer eigenen akademischen Disziplin, wie Freud sie angestrebt hatte, wurde sie nur an wenigen Orten, und zum Teil auch dort nur vorübergehend. Wo sie von Hochschullehrern behandelt wird, was in Deutschland seit Ende der 1960er Jahre vermehrt der Fall ist, drückt sich ihr unklarer Status darin aus, dass diese Lehrer verschiedenen Fächern zugeordnet sind: der Medizin oder Psychologie, aber auch der Pädagogik, Soziologie, Philosophie oder Germanistik. Zugleich gehört Freud in keinem dieser Fächer fraglos zum Kanon der illustren Ahnen. Die Psychoanalyse, mit anderen Worten, ist in der akademischen Welt überall und nirgends zu Hause.

Dasselbe gilt für die kleine Disziplin, die sich mit ihrer Geschichte befasst. Wenn die Psychoanalyse keiner Fakultät wirklich angehört, kann sie auch für Wissenschaftshistoriker des ersten der oben genannten Typen, die an den Fakultäten angesiedelt sind, kein eindeutiges und legitimes Objekt darstellen. Zweifelhaft ist bereits, welches Fach für sie zuständig wäre. Hauptkonkurrenten sind die Medizin und die Psychologie; aber man findet unter den namhaften Forschern im Feld auch Philosophen oder Germanisten beziehungsweise in den USA Anglisten. Und die wenigen beamteten Medizin- und Psychologiehistoriker, die sich der Psychoanalyse widmen, bewegen sich neben dem Mainstream ihrer Zunft. Bleiben die Vertreter der Wissenschaftsgeschichte per se. Für sie sind Freud, sein Werk und seine Schule natürlich ein gutes Thema, aber ihre Zahl ist gering und ihr Arbeitsfeld unermesslich.

Bedeutsamer noch als die unentschiedene akademische Zuordnung ist die Tatsache, dass die Psychoanalysegeschichte, jedenfalls in Deutschland, gar nicht dominant an der Universität gepflegt wird. Ihre Herausbildung als Feld oder Disziplin sui generis steht außer Frage; eigene Fachzeitschriften und -tagungen sind der Be-

weis. Aber die Autoren und Forscher, die in jenen Zeitschriften schreiben und diese Tagungen besuchen, sind nur zum kleineren Teil Universitätswissenschaftler oder deren aktuelle Schüler (Doktoranden). Einige andere sind Privatgelehrte, die meisten aber praktizierende Analytiker oder Psychotherapeuten, die Geschichte als Hobby betreiben – man kann sie Freizeit-Historiker nennen, solange sichergestellt ist, dass der Begriff soziologisch, ohne pejorativen Hautgout aufgefasst wird. Der Aufwand an Zeit und Energie, den diese Historiker in ihre Arbeit stecken, ist oft enorm und wird durch nichts entgolten als durch ein Gefühl der Sinnerfüllung. Geld lässt sich in der Psychoanalysegeschichte, abgesehen von vereinzelt Projekten wie Editionen oder Biographien, für die man Stiftungen interessieren kann, kaum verdienen; Machtpositionen gibt es nur wenige, und längerfristige bezahlte Stellen fast überhaupt nicht.

Diese Lage verleiht dem Feld einen besonderen Charme. Weil die Gratifikationen so karg sind, wird die Arbeit dort in hohem Maße vom persönlichen Engagement der Beteiligten getragen. Und da die Berufsgruppe der Analytiker ein gewisses geschichtliches Interesse pflegt, dessen Protagonisten die Psychoanalysehistoriker aus dieser Gruppe sind, werden die Fachtagungen auch von zahlreichen Nicht-Spezialisten besucht. Das Gefälle zwischen den Spezialisten und dem Laienpublikum ist geringer als anderswo; die Autoren im Feld haben noch eine Leserschaft im Blick, die nicht nur aus ihren Historikerkollegen besteht. Ein Ausdruck dessen ist die Tatsache, dass psychoanalytische Zeitschriften, die sich an Praktiker wenden und überwiegend klinische oder theoretische Beiträge bringen, regelmäßig auch Aufsätze zur Geschichte veröffentlichen. Alles in allem erscheinen mehr Texte zur Geschichte der Psychoanalyse in solchen nicht-spezialisierten als in spezialisierten historischen Zeitschriften.

Zugleich hat die weithin außer-akademische Organisation der Disziplin spürbare Nachteile. Sie erschwert bei den Beiträgen für Tagungen und Zeitschriften die Durchsetzung angemessener Qualitätsstandards. Die Analytiker (oder Therapeuten) unter den Psychoanalysehistorikern tragen das Problem, dass die Freud-Schule ihr wissenschaftliches Selbstverständnis bis heute aufrechtzuerhalten versucht, dass aber der klinisch-professionelle Rahmen, in dem das geschieht, eine wissenschaftliche Tätigkeit nahezu ausschließt, in die historische Arbeit hinein. Das lässt sich auch international beobachten. Wenn man eine Jahresproduktion englischsprachiger Aufsätze zur Geschichte der Psychoanalyse liest, wirken die relativ seltenen Texte, die aus der Feder akademischer Wissenschaftshistoriker stammen, oft wie ein Labsal. Gewiss wird in *academia* auch viel leeres Stroh gedroschen, aber ein Mindestmaß an Materialhaltigkeit, Literaturkenntnis, Neuigkeitswert und Reflexionsniveau bleibt in der Regel gewährleistet. Könnte es sich ein Autor anderswo leisten, einen Forschungsbeitrag, wie ein namhafter Psychoanalysehistoriker es tat, mit der Bemerkung einzuleiten, dass er die allzu zahlreiche Literatur zu seinem Thema vernachlässigen und sich auf die Quellen konzentrieren wolle?

Wissenschaftsgeschichte ist ein anspruchsvolles Geschäft, das sich nicht mit

Links abtun lässt – auch nicht in einem kleinen Feld wie der Psychoanalysegeschichte. Die Standards werden nun einmal von Berufswissenschaftlern gesetzt, man kann sich ihnen auf Dauer nicht gut entziehen. Wer außerhalb der Universität oder der universitätsnahen Forschungseinrichtungen, und das heißt praktisch vor allem auch: über die Dissertation hinaus, ernsthaft Geschichte der Psychoanalyse betreiben will, muss große Opfer bringen. Und er muss sein wissenschaftliches Gewissen, das im akademischen Raum durch institutionelle Sanktionen gesichert wird, durch eine besondere individuelle Anstrengung wach und aktiv halten. Mancherorts bilden solche Historiker Zirkel, in denen sie eigene Papiere zur Diskussion stellen und sich privatim den normativen Ansporn und den Gruppenrückhalt holen, der institutionell fehlt. Keine Frage, dass auch unter diesen Umständen hervorragende Arbeiten entstehen. Aber die Zahl der Autoren ist begrenzt.

Vermutlich muss sich das Feld der Psychoanalysegeschichte stärker professionalisieren. Es wird dadurch manche Autoren verlieren und in größere Distanz zu seinem Publikum treten, aber diese Verluste dürften am Ende leichter wiegen als die Gefahr des Dilettantismus. Wenn die Professionalisierung Platz greift, ist zu erwarten, dass die akademischen Forscher, die schon jetzt die nicht-akademischen nur zögerlich rezipieren, die Oberhand gewinnen. Da sie in verschiedenen Fakultäten angesiedelt sind, könnte das bedeuten, dass die Geschichte der Psychoanalyse zu einem Aspekt wird, der in der historischen Selbstbetrachtung verschiedener, besser etablierter Fächer eine Rolle spielt, aber ihren erst kürzlich erworbenen Charakter als eigene Disziplin wieder verliert. Psychoanalysehistorische Forschungen wird es noch lange geben, aber nicht unbedingt immer auch Leute, die sich als Psychoanalysehistoriker verstehen.

Freud schuf sein Werk nicht nur als Theorie und Behandlungstechnik, sondern gab ihm auch einen organisatorischen Rahmen, der dazu beitrug, dass sich die Psychoanalyse unter den verschiedenen Psychotherapeuteschulen bis heute ein besonderes Profil bewahrt hat. Seine Anhänger schlossen sich zu einer Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) zusammen, deren Zweck zunächst die Pflege der von Freud begründeten Wissenschaft war. Als nach dem Ersten Weltkrieg die psychoanalytische Ausbildung in den Vordergrund des Vereinsinteresses trat, wurde diese internationale Struktur zu einem Problem; die IPV wäre damals um ein Haar zerbrochen. Ein weiterer Schub der Internationalisierung ergab sich nach 1933, als zuerst die große Mehrzahl der deutschen und dann fast alle österreichischen Analytiker, weil sie Juden waren, zur Emigration gezwungen wurden.

Angesichts der markanten Internationalität der Psychoanalyse kann sich die historische Beschäftigung mit ihr, wenn sie sachgerecht vorgehen will, oft nicht auf einen einzelnen Ort oder ein Land beschränken. Häufig vermengen sich im Material überlokale Aspekte mit den lokalen – wenn etwa jemand zur analytischen Ausbildung ins Ausland ging oder ausländische Lehrer hergeholt wurden. Die Konflikte, die von der Mitte der 1920er Jahre bis zum Ausbruch des Zweiten Welt-

kriegs das Verhältnis zwischen den zentralen europäischen und den amerikanischen Gruppen belasteten (Stichwort: Laienanalyse), lassen sich nur erklären, wenn man die jeweiligen nationalen Bedingungen in Anschlag bringt, wie zum Beispiel das unterschiedliche Ausmaß, in dem die Analytiker hier und dort zur etablierten akademischen Medizin (Psychiatrie) in Opposition standen.

Über die Grenzen eines einzelnen Landes (und in der Regel einer einzigen Sprache) muss auch, im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn, hinausgehen, wer sich mit der Biographie von Analytikern der ersten und zweiten Generation befasst. Viele von ihnen haben in mehr als einem Land gelebt – in einem extremen Fall wie bei Otto Fenichel waren es fünf. Für diese Grenzüberschreitungen findet man drei hauptsächliche Gründe: Ausbildungsbedürfnisse, die Suche nach besseren Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten und zuletzt die massenhafte Flucht vor dem Nationalsozialismus. Infolge der Emigrationswelle von 1933-1938 liegen heute die Nachlässe und Oral-History-Interviews fast aller Leute, die der psychoanalytischen Bewegung in Deutschland und Österreich vor der Nazi-Zeit ihr Gepräge gegeben haben, angefangen bei Freud selbst, in ausländischen, meist amerikanischen Archiven, was die Verwertung der Quellen erschwert – entweder aus geographischen oder aus sprachlichen Gründen.

Die faktischen internationalen Verflechtungen der Freud-Schule hatten zur Folge, dass die frühen Phasen der Bewegung – Freud selbst, die erste Generation seiner Anhänger und dann noch die zweite, die den Aufbau einer geregelten psychoanalytischen Ausbildung und die Konsolidierung der psychoanalytischen Theorie mitrug – von mehreren lokalen und nationalen Analytikergruppen als Teil ihrer eigenen Vorgeschichte reklamiert werden. Durch die Emigranten, die sich etwa in New York niederließen und dort um Legitimation und Prestige rangten, erlangten Freud und die psychoanalytischen Pioniere einen mythischen Status. Entsprechend arbeiten auf dem Feld der Psychoanalysegeschichte Vertreter aller möglichen Nationen. Freud und die Anfänge seiner Schule gehören der ganzen gebildeten Welt. Die beste einschlägige Enzyklopädie ist auf Französisch erschienen; die maßstabsetzende Freud-Ausgabe entstand in England.

Ein großes Problem dieser Internationalisierung der Arbeit über Freud und die »Pioniere« ist, dass viele nicht-deutsche Autoren keine oder keine zureichenden Deutschkenntnisse haben und außerstande sind, die zahlreichen deutschsprachigen Quellen zur Geschichte der Psychoanalyse zu lesen. Sie sind auf Selbstzeugnisse beschränkt, die von den Emigranten auf Englisch hinterlassen wurden, und müssen sich im übrigen auf Übersetzungen stützen, die Ungenauigkeiten und Fehler aufweisen. Untersuchungen über historische Kontexte aller Art – ideengeschichtliche Wurzeln, individuelle Bildungsgeschichten, politische, kulturelle und professionelle Bedingungen, persönliche Netzwerke und vieles mehr – kommen unter diesen Umständen von vornherein zu kurz. Nicht nur, aber auch linguistische Gründe hat es, dass die Forscher verschiedener Sprachgruppen vielfach nebeneinander her arbeiten und einander kaum rezipieren. Vor allem amerikanische Autoren halten es noto-

risch für unter ihrer Würde, deutschsprachige Beiträge zur Kenntnis zu nehmen; Ausnahmen bestätigen die Regel.

Internationales Gemeingut ist im wesentlichen nur die Frühzeit der Psychoanalyse, besonders Freud. Ansonsten wird die Praxis der Psychoanalysegeschichte von einer Tendenz bestimmt, der historische Forschung häufig unterliegt: dass die Vertiefung in Geschichte der Identitätsbestimmung dient. Man interessiert sich dann vor allem für die eigene Geschichte – die der eigenen Familie, der eigenen Stadt, Nation, Religions- oder Berufsgruppe usw. In unserem Fall heißt das zunächst, dass sich eine ausgesprochene Hinwendung zur nationalen oder sogar lokalen Geschichte beobachten lässt. Wiener Psychoanalysehistoriker befassen sich in der Regel mit Wien, New Yorker mit New York, und Freuds Beziehungen zu Charcot sind für niemanden so wichtig wie für Franzosen. Die Tendenz zur Kirchturmperspektive gilt zumal für die praktizierenden Therapeuten im Feld. Sie verleitet dazu, die internationalen Bezüge der Freud-Schule zu wenig und den jeweiligen Beitrag der eigenen Nation usw. übermäßig zu betonen. Eine Geschichte der Psychoanalyse, die der Komplexität ihrer internationalen Verfasstheit gerecht würde, gibt es bis heute noch nicht.

Dass lokalgeschichtliche Aspekte in der Forschung immer stärker hervortreten, hängt natürlich auch damit zusammen, dass der internationale organisatorische Rahmen der Psychoanalyse im Lauf der Zeit an Bedeutung verloren hat. Die IPV ist zu einem riesigen Verband geworden, dessen Mitglieder nur noch wenig über Landesgrenzen hinweg miteinander zu tun haben und der auf die nationalen Gruppen, verglichen mit früher, einen viel geringeren Einfluss ausübt. Dem stärkeren Gewicht der letzteren entspricht die nationale oder lokale Fokussierung der historischen Forschung. Last, but not least können auf dieser Ebene heute am ehesten neue Quellen erschlossen werden, von denen die Originalität historischer Beiträge weitgehend abhängt. Im Endeffekt droht die Geschichte der Psychoanalyse in eine Vielzahl von unverbundenen Lokal- und Nationalgeschichten zu zerfallen. Es ist schwer abzusehen, ob die Freudsche Tradition als solche ein genügend starker Brennpunkt ist, um das Feld gegenüber diesen zentrifugalen Kräften zusammenzuhalten.

Die Internationalität der Freud-Schule ist speziell für die biographische und die organisationsgeschichtliche Forschung ein Problem. Demgegenüber ist und bleibt die Theoriegeschichte viel weniger national beschränkt. Sie spielt jedoch in der Forschung eine beklagenswert marginale Rolle – vielleicht abgesehen von der Begriffsgeschichte, die floriert, ohne eigentlich dem psychoanalysehistorischen Feld zuzugehören (ihr Fokus ist eher die heutige Theoriesprache). Vereinzelte Arbeiten, etwa über die englische Psychoanalyse oder die »Hartmann-Ära«, lassen erkennen, dass auch im Bereich der Theorie ein Bewusstsein für lokale oder nationale Sondertraditionen wächst.

In den 1920er Jahren, als die Professionalisierung der Psychoanalyse einsetzte und voranschritt, wurde Freud nicht müde zu sagen, dass seine Schöpfung zwar einer-

seits eine psychotherapeutische Technik und eine Neurosenlehre sei, dass er selbst sie aber vor allem als eine Grundlagenwissenschaft verstehe – eine »Psychologie des Unbewußten«, deren größte Bedeutung nicht in ihrer Anwendung auf die Medizin, sondern in der auf alle möglichen Geistes- und Sozialwissenschaften liege. Seine Prognose wurde in der Folgezeit weitgehend bestätigt. In der Tat hat die Psychoanalyse einen tiefen Einfluss auf Disziplinen wie Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Literatur- und Geschichtswissenschaft ausgeübt. Freud selbst bemühte sich sehr, seine Schule auf eine Tradition zu verpflichten, in der das ganze, breite Potential seines Werks lebendig blieb. Die Mehrdimensionalität der Psychoanalyse ist für die oben erwähnte Tatsache verantwortlich, dass sie verschiedenen Fakultäten und keiner so richtig angehört. Hinzu kommt aber noch ein weiterer Faktor, der sich eher ungeplant durchsetzte.

Freud wurde durch den großen Zug seines Denkens, durch sein Außenseitertum und den entlarvenden Gestus seiner Deutungen, durch seine Betonung der Sexualität, das Heilungsversprechen seiner Methode und die verführerische Kraft seines Stils zu einem literarischen Guru, von dem sich bestimmte Fraktionen der gebildeten Jugend maßgebliche Muster ihrer Welt- und Selbstdeutung holten – Muster, die sie dann auch in ihrer Erwachsenenentätigkeit zum Tragen brachten. Das begann schon um 1910 und wiederholte sich jedenfalls in der 1968er Generation. In dieser Hinsicht steht Freud auf einer Stufe nicht etwa mit Kraepelin oder Bleuler, sondern mit Nietzsche oder Marx. Als einer der einflussreichsten Denker des 20. Jahrhunderts zieht er ein entsprechend starkes historisches Interesse auf sich. Wenn man sich mit der Psychoanalyse in diesem Sinn befasst, bewegt man sich auf der Ebene der Kräfte, die das geistige Klima einer Epoche prägen.

Der säkulare Rang eines solchen Autors rechtfertigt eine unermüdliche, intensive Beschäftigung mit seinem Werk und seinem Leben. Freud-Studien dieses Typs, die durch ein mehr oder weniger exegetisches Vorgehen gekennzeichnet sind, finden sich in der Literatur zuhauf. Sie sind durchaus an der Universität beheimatet, aber nicht in der Wissenschaftsgeschichte, sondern zumeist in der Literaturwissenschaft. Da ihre Leistung nicht in der quellengestützten Erhellung irgendwelcher tatsächlicher Kontexte besteht, sondern in der Anschließung älterer Texte an heutige Diskurse, können sie nicht als historische Arbeiten im strengen Sinn gelten. Aber es gibt keine strikten Grenzen. Jedenfalls erinnern diese Studien daran, dass es in der Geschichte der Psychoanalyse teilweise um Sachverhalte von höchster ideen- und sozialgeschichtlicher Relevanz geht.

In die Realität aber trat und in der Realität hielt sich die Psychoanalyse, was immer Freud von ihr dachte, als psychotherapeutisches Verfahren. Um sie historisch zu verstehen, muss man sie nicht in erster Linie mit Konzeptionen des Unbewussten in der romantischen Philosophie, sondern mit dem Aufkommen der nervenärztlichen Praxis in Zusammenhang bringen, muss den Aufbau ihrer Lehrinstitute verfolgen und die Umwandlung der IPV von einem wissenschaftlichen Verein zu einem Berufsverband (der sich erst neuerdings wieder die Beförderung der Forschung aufs

Panier schreibt). Als eine von mehreren Richtungen der Psychotherapie bildet die Psychoanalyse in der Tat ein kleines Unterkapitel der Geschichte der Medizin. Im Zuge ihrer Ausbreitung zerfiel sie in eine Vielzahl oft trivialer Gruppenprozesse. Und auch ihre Lehre verlor bei ihrer Konsolidierung das große Flair, wurde differenzierter und enger, fachmännischer, dogmatischer und disparater. Keine Lektüre mehr für jugendliche Sinnsucher, nur noch eine für Berufskollegen.

Das Interesse an der Geschichte der Psychoanalyse, das auf ihre säkulare Bedeutung abhebt, haftet, mit anderen Worten, fast ausschließlich an Freud (und natürlich, außerhalb der Freud-Schule, an Jung). Und es bezieht sich vielfach auf hoch generalisierte Strukturen oder Motive seines Lebens und Denkens. Befunde zu den Veränderungen der *Traumdeutung* von Auflage zu Auflage, zur Entwicklung der wöchentlichen Frequenz der Behandlungsstunden oder zur Eigenart einer »Berliner Schule« der Psychoanalyse um 1930 erscheinen aus dieser Sicht sehr prosaisch. Was sich hier zeigt, ist einerseits der Gegensatz zwischen dem Interesse des allgemeinen Publikums und dem der Spezialisten, aber mehr noch der Gegensatz zwischen einem breiten geistesgeschichtlichen und einem schmalen professionsgeschichtlichen Interesse. Für heutige Psychotherapeuten ist es offenbar von Belang, wie sich die Begründer des Fachs zu dem aktuell umstrittenen Thema der Stundenfrequenz verhalten haben.

So operiert die Psychoanalysegeschichte in einem Feld, dessen Pole weit auseinander liegen: auf der einen Seite Fragen nach dem geistigen Gepräge des 20. Jahrhunderts, wie man sie bei Foucault und Rorty erörtert findet, auf der anderen solche nach der Entwicklung einer Berufsgruppe, die zum Beispiel um die Aufnahme der Psychoanalyse in den Katalog der Krankenkassenleistungen ringt. Mit den einen beschäftigen sich philosophische oder literaturwissenschaftliche Seminare, für die anderen interessieren sich Vertreter der Profession. Kein Wunder, dass Bücher aus dem Feld, unabhängig von ihrem wissenschaftlichen Gewicht, Auflagen von vielen tausend oder von wenigen hundert Exemplaren haben können. Die enorme Spannweite der einschlägigen Problemstellungen nährt ebenfalls Zweifel, ob sich die Geschichte der Psychoanalyse als Disziplin halten können.

In jedem Fall aber bietet Freuds intellektueller Rang die Gewähr, dass er ein Thema künftiger Arbeit bleibt, was dann wohl auch irgendwie auf seine Schule ausstrahlt. Die Edition seiner Schriften und Briefe, die schon bisher einige Leute beschäftigt hat und in der noch viel zu tun ist, wird, wenn die Rechte erst einmal frei sind (ab 2010), auf neue Weise ein Arbeitsschwerpunkt werden, der historische Spezialisten braucht, heranzieht und an sich bindet. Und die vielgescholtene Arkanpolitik des Freud-Archivs unter Kurt R. Eissler hatte die bemerkenswerte unbeabsichtigte Folge, dass der Forschung immer wieder neue Quellenkomplexe zugänglich werden, so dass die Freud-Biographik auch aus diesem Grund bis auf weiteres quicklebendig zu bleiben verspricht.

In der Freudschen Tradition ist seit früher Zeit eine scharfe Abgrenzung von anderen psychotherapeutischen Schulen angelegt – insbesondere, aber nicht nur von jenen, die vom Stamm der Analyse abgezweigt sind wie Jung, Adler und später Horney, Schultz-Hencke und andere. Mit großer Energie, polarisierend und egozentrisch, hat Freud auf der Selbständigkeit und Eigenart seines Werks beharrt, nicht zuletzt gegenüber Versuchen, die Psychotherapie als ein breiteres Berufsfeld zu organisieren und stark zu machen. Er hat seinen Anhängern ein entsprechendes Selbstbild eingepflanzt, dem er durch seine autobiographischen Schriften eine historische Fundierung gab. Seitdem gehört zum Wir-Ideal der IPV-Analytiker ein historisches Bewusstsein, dem das Feld der Psychoanalysegeschichte viele seiner Autoren und Leser verdankt. Dieses Bewusstsein aber dient nicht zuletzt der Aufrechterhaltung eines besonderen »Gruppencharismas« (N. Elias) im Vergleich zu den professionellen Nachbargruppen.

Wahrscheinlich kann historische Arbeit, wenn sie Interesse finden will, nie ganz interesselos verfahren. Auch akademische Wissenschaftshistoriker lassen sich oft in erstaunlichem Maße von vorgefassten, unreflektierten Wertungen leiten; Beispiele sind die Akzentuierung von Konflikten und Skandalen oder eine Hochschätzung der Priorität, etwa in Bezug auf die erstmalige Prägung eines Begriffs, die leicht zu lebensfernen Plagiatsvorwürfen führt. In der psychoanalysehistorischen Forschung aber tritt die Interessengebundenheit noch auf eine spezifische Weise hervor.

Obwohl die kanonische Freud-Biographie von Ernest Jones viel weniger hagiographisch ist als vielfach behauptet, kommen doch diejenigen, die von der Schule »abgefallen« sind, sehr schlecht darin weg. Das merkwürdige, auf Freud zurückgehende Denkmuster, wonach es zur Psychoanalyse nur zwei Einstellungen geben kann: völlige Akzeptanz oder Ablehnung = Widerstand (aber keine partielle oder selektive Aneignung, wie sie in der Realität die Regel ist), hat auch die historische Selbstbetrachtung der Analytiker geprägt. Ferner gibt es in der Psychoanalysegeschichte eine Tendenz, das eigene Fach mit Freud beginnen zu lassen und seine Entwicklung so zu beschreiben, als ob sie sich im leeren Raum abgespielt hätte. Kurz, die psychoanalytische Geschichtsschreibung ist *a limine* durch die Identitätsbedürfnisse einer relativ kleinen, in ihrer professionell-akademischen Umwelt etwas isoliert dastehenden Berufsgruppe bestimmt. Es war Henri Ellenberger, der hier einen Paradigmenwechsel eingeleitet hat. Seitdem ist es schwerer geworden, Freud und seine Schule, so wie er selbst es tat, außerhalb des historischen Kontexts zu sehen. Psychoanalysegeschichte als bloße Vereinsgeschichte mag innerhalb des Vereins im Schwang bleiben, wird aber wissenschaftlich zunehmend obsolet.

Das gruppenegoistische Engagement älterer Psychoanalysehistoriker für ihren Gegenstand, das sich unter anderem aus ihrer zeitlichen Nähe zu den Ereignissen erklärt, wurde dann in vielen Fällen nicht durch eine wertneutrale Betrachtung abgelöst, sondern schlug ins affektive Gegenteil um. Man kann Freud heute in den besten Zeitschriften mit armseligster empirischer Begründung schwerer Charaktermängel zeihen, ihm alle möglichen Gemeinheiten ankreiden. Leute, die aus seiner

Vereinigung ausgeschlossen wurden – denken wir an Wilhelm Reich oder Erich Fromm –, haben *eo ipso* einen Sympathiebonus. Pluralismus wird als ein hoher Wert unterstellt, ohne Rückfrage, wer überhaupt mit wem im Rahmen derselben Gruppe sinnvoll zusammensein kann. Das »Freud Bashing« der 1990er Jahre und die IPV-feindliche Historiographie, die sich in letzter Zeit hervordrängt, verharren immer noch, obgleich polemisch, im Bann der Selbstisolation und Selbsterhöhung, die zuerst für Freud und dann für seine Schule charakteristisch war. Solche Antagonismen wecken natürlich Aufmerksamkeit bis ins Feuilleton hinein und beleben das Feld. Die sachliche Arbeit wird dadurch eher abgelenkt und belastet.

Ein weiterer Faktor wirkt sich in ähnlicher Weise zugleich belebend und störend aus. In die psychoanalytischen Vereine kommt man nur hinein, wenn man eine anspruchsvolle Ausbildung abgeschlossen hat. Das Feld der Geschichte aber ist frei, die Archive – das heißt die staatlichen, weniger die Vereinsarchive – sind für jedermann offen. Durch Studien über Freud können auch Leute, die als praktizierende Therapeuten nicht zu seiner Schule gehören, und sogar völlige Außenseiter der psychotherapeutischen Zunft, Anteil an seinem Charisma gewinnen. Sie können nicht zuletzt qua Geschichtsschreibung Kritik an einer Exklusivität üben, unter der sie oder ihre Vorgänger hatten leiden müssen. Gerade weil die Geschichte der Psychoanalyse so sehr von Spaltungs- und Ausschlussvorgängen gekennzeichnet ist, bietet die historiographische Beschäftigung mit ihr viele Möglichkeiten der nachträglichen Abrechnung. Alles dies macht die Arbeit im Feld attraktiv, oft genug um den Preistendenziöser Verzerrungen.

Auf die Identitätsinteressen der IPV-Analytiker ist noch ein letzter Punkt bezogen, der die Psychoanalysegeschichte speziell in Deutschland (und Österreich) beflügelt hat. Das Schicksal der Freud-Schule unter dem Nationalsozialismus, als die wenigen nicht-emigrierten Analytiker zum organisatorischen Zusammenschluss und zur inhaltlichen Verständigung mit anderen Psychotherapeuten gezwungen wurden, stellte sich aus der freudianischen Binnenperspektive als Zerstörung dar, aus der Perspektive der übergreifenden Psychotherapie als Ende einer Zersplitterung, die den Fortschritt der Profession hemmte. Nach dem Zweiten Weltkrieg überwog in Deutschland zunächst die letztere Sicht, aber *à la longue* obsiegte – mitbedingt durch die allgemeine politische und kulturelle Westbindung – die erstere, die auch die Sicht der IPV war. Der Gegensatz trug zur Spaltung der deutschen Analytiker in zwei gegnerische Vereine bei, von denen der eine die nationale Kontinuität durch das Dritte Reich hindurch verkörperte, der andere die Zäsur und die Wiederannäherung an die psychoanalytische Internationale.

Die Frage der historischen Kontinuität oder Zäsur, die der deutschen Nachkriegsanalyse als ein Kernproblem ihres kollektiven Selbstbildes mitgegeben wurde, brach nach einer Phase der Latenz in den 1980er Jahren auf. In vielen Fächern, etwa der Medizin, Psychologie oder Geschichtswissenschaft, hat die Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Väter- und Großvätergeneration unter dem Nationalsozialismus die Erforschung der eigenen Vergangenheit sehr befördert. In der

Psychoanalyse, der Schöpfung eines Juden, die ab 1933 einen fast tödlichen Aderlass erlebte und die, obwohl im deutschen Sprachraum entstanden, *cum grano salis* erst wieder aus dem Ausland reimportiert werden musste, war das Problem besonders virulent. Es kam hier zu einer historischen Selbstbesinnung, die weite Kreise der Profession erfasste und die in anderen Fächern ihresgleichen sucht. Sie wurde mit großer Leidenschaft und einem Gefühl brennender Aktualität geführt. Von hier aus nahm die Psychoanalysegeschichte in Deutschland ihre beeindruckende Entwicklung. Viele der produktiven Autoren im Feld und ebenso vermutlich ein Großteil ihres Publikums sind Vertreter der 1968er Generation, die auch sonst die »Vergangenheitsbewältigung« zu ihrer Sache gemacht hat.

Durch diese zeitbedingten Umstände erhebt sich um so dringlicher die Frage nach der Zukunft des psychoanalysehistorischen Interesses. Die praktizierenden Analytiker oder anderen Psychotherapeuten, die sich mit der Geschichte ihres Fachs beschäftigen, scheinen weniger zu werden. Zweifelhaft bleibt auch, ob unter den therapeutischen Praktikern ein genügend zahlreiches Publikum heranwächst, das für historische Fragen wenigstens rezeptiv aufgeschlossen ist. Den drohenden Verlust im außerakademischen Bereich können akademische Wissenschaftshistoriker, die sich gewiss weiter mit Freud und der Psychoanalyse befassen werden (solange es neue Quellen und neue Diskurse gibt), nicht ausgleichen. Handelt es sich bei der Psychoanalysegeschichte vielleicht um das Thema einer bestimmten Generation? Wer weiß. So oder so bleibt den Autoren, die sich ihr verschrieben haben, nichts anderes übrig, als einem Wahlspruch des jungen Freud zu folgen: *travailler sans raisonner*. Es gibt noch viele gute Geschichten zu erzählen.

Anmerkung

¹ Die folgenden Ausführungen knüpfen an die Schlussbetrachtungen der jährlichen Umschau »Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in englischsprachigen Zeitschriften« an, die ich seit einiger Zeit zusammen mit Ulrike May veröffentliche (in: *Psyche* 54 [2000], 669-688; 56 [2002], 572-591; 57 [2003], 360-372). Für hilfreiche Kommentare danke ich Lydia Marinelli, Andreas Mayer, Wolfgang von Ungern-Sternberg, Herbert Will und den Mitgliedern des Berliner Forums für Geschichte der Psychoanalyse.